

Diesen Artikel bitte nur für den privaten Gebrauch verwenden!
 Publiziert in: *Sinn und Form* 54/4 (Juli/August 2002) 437–454.
 (ursprüngliche französische Fassung in: *Celui par qui le scandale arrive*. Paris: Desclée de Brouwer, 2001, 15–43)

RENÉ GIRARD

GEWALT UND GEGENSEITIGKEIT

*Wer findet mir die
 Eintracht dieser Zwieteracht?
 Shakespeare, "Ein Sommernachtstraum"*

Warum erleben wir überall um uns soviel Gewalt? Dies ist in unserer Zeit die am leidenschaftlichsten diskutierte Frage, und die Antworten, die sie herausfordert, sind zutiefst enttäuschend.

Wenn man früher die Gefahren aufzählte, von denen die Menschheit bedroht wird, nannte man zwar stets die menschliche Gewalt, jedoch erst nach anderen unheilvollen Mächten, die größere Furcht einflößten - Schicksal, Götter, Natur, zuweilen gar die sogenannten wilden Tiere, die Maler und Illustratoren noch vor kurzem schrecklicher und riesiger darstellten, als sie in Wirklichkeit sind.

Bei solchen Erinnerungen lächeln wir eher wehmüdig als erheitert. Wir wissen: Von allen Gefahren, die uns bedrohen, sind wir selber die schrecklichste und die einzige reale. Jeden Tag tritt diese Wahrheit klarer hervor, denn jeden Tag nimmt unsere Gewalt zu.

Nach dem Ende des kalten Krieges haben sich die Risiken einer Kriegskatastrophe verringert, und das hat die friedliebenden Menschen gefreut, doch damit war der Konflikt, wie man ahnte, lediglich vertagt. Seit langem kündigte man an, ohne indes allzu fest daran zu glauben, daß der Terrorismus an die Stelle des traditionellen Krieges treten werde. Man konnte sich kaum vorstellen, wie es ihm gelingen würde, ebensolchen Schrecken wie die Aussicht auf einen nuklearen Schlagabtausch zwischen Supermächten heraufzubeschwören. Heute kann man es.

Die Gewalt, so scheint es, durchläuft einen Eskalationsprozeß, der an die Ausbreitung des Feuers oder einer Seuche erinnert. Die großen mythischen Bilder erwachen zu neuem Leben, als fände die Gewalt eine uralte und ein wenig mysteriöse Form wieder.

Das gleicht einem Strudel, in dem die gewaltsamsten Gewalttaten zusammenkommen und verschmelzen. Es gibt Gewalt in Familien und Schulen, wie sie von jenen Jugendlichen verübt wird, die in amerikanischen Schulen ihre Kameraden massakrieren, und offenkundig gibt es Gewalt auf der ganzen Welt, den schranken- und grenzenlosen Terrorismus. Er nun führt einen wahren Vernichtungskrieg gegen die Zivilbevölkerung. Es hat den Anschein, als bekäme es die Menschheit weltweit mit ihrer eigenen Gewalt zu tun.

Als die Globalisierung noch auf sich warten ließ, sehnte man sie allgemein herbei. Die Einheit der Welt war ein großes Thema des triumphierenden Modernismus. Ihr zu Ehren veranstaltete man immer häufiger "internationale Ausstellungen". Nun, da sie vollzogen ist, ruft sie mehr Angst als Stolz hervor.

Wenn die Unterschiede überwunden werden, bedeutet das vielleicht nicht jene weltweite Versöhnung, die man für sicher gehalten hatte.

Zwei grundlegende moderne Konzeptionen setzen sich mit der Gewalt auseinander. Die erste ist ihrem Wesen nach politisch und philosophisch; sie geht davon aus, daß der Mensch von Natur aus gut sei, und sie führt alles, was diesem Postulat widerspricht, auf die Mängel der Gesellschaft, die Unterdrückung der Volksschichten durch die herrschenden Klassen zurück.

Die zweite ist eine biologische Konzeption. Innerhalb des von Natur aus friedlichen Tierreichs sei allein die menschliche Spezies wirklich zur Gewalt fähig. Freud hat von einem Todestrieb gesprochen. In unseren Tagen sucht man nach den "Aggressivitätsgenen".

Diese beiden Konzeptionen haben sich als unergiebig erwiesen. Seit Jahren vertrete ich eine dritte, die ganz neu und zugleich uralt ist. Wenn ich sie anspreche, stoße ich auf ein gewisses Interesse, das unverzüglich von Skepsis verdrängt wird, sobald ich den Schlüsselbegriff meiner Hypothese nenne: Nachahmung.

Den von der Biologie determinierten, Menschen und Tieren gemeinsamen, auf feststehende Ziele ausgerichteten und folglich immer gleichen Begierden und Bedürfnissen kann man das *Begehr* oder die *Leidenschaft* entgegenstellen, die ausschließlich menschlich ist. Es gibt eine Leidenschaft, ein intensives Begehr von dem Augenblick an, in dem sich unsere vagen Bestrebungen auf ein Modell konzentrieren, das uns vorführt, was man begehr sollte, wobei es dies meistens selbst begehrt. Dieses Modell kann die gesamte Gesellschaft sein, doch oft ist es ebenfalls eine einzelne Person, die wir bewundern. Alles, was die Menschheit als prestigeträchtig ansieht, macht sie zum Modell. Das gilt nicht nur für Kinder und Jugendliche, sondern auch für Erwachsene.

Wenn wir die Menschen um uns beobachten, entdecken wir schnell: Das mimetische Begehr oder die begehrende Nachahmung beherrscht unsere belanglosesten Gesten genauso wie den Wesenskern unseres Lebens, die Wahl einer Ehefrau oder eines Berufs und den Sinn, den wir dem Dasein geben.

Was man "Begehr" oder "Leidenschaft" nennt, ist nicht zufällig oder manchmal, sondern immer mimetisch, das heißt nachahmend. Unser Begehr kennzeichnet nicht unser tiefstes Wesen, sondern hat einen fremden Ursprung. Es ist vor allem sozial ...

Die Nachahmung spielt eine bedeutende Rolle bei den höchstentwickelten Säugetieren, insbesondere bei unseren nächsten Verwandten, den Menschenaffen; noch intensiver wird sie bei den Menschen, und das ist der Hauptgrund, warum wir intelligenter und auch kämpferischer, gewalttätiger als alle Säugetiere sind.

Die Nachahmung ist das dynamischste Element der menschlichen Intelligenz; sie geht also über das tierische Wesen hinaus, aber sie bringt uns um die Ausgeglichenheit der Tiere und kann uns weit unter jene sinken lassen, die man einst "unsere minderen Brüder" genannt hat. Sobald wir begehr, was ein uns in Raum und Zeit ausreichend nahe Modell begehrt, bemühen wir uns, damit uns das von ihm begehrte Objekt erreichbar wird, ihm dieses Objekt abzunehmen, so daß es zwischen ihm und uns unvermeidlich zu Rivalität kommt.

Hier handelt es sich um mimetische Rivalität. Sie kann eine außerordentlich hohe Intensität erreichen. Sie ist verantwortlich für die Häufigkeit und Stärke menschlicher Konflikte - sonderbarerweise spricht indes nie jemand von ihr. Selbst vor den Hauptbetroffenen verbirgt sie sich mit allen Mitteln, und meistens gelingt ihr das auch.

Bei den Menschen können die Kämpfe innerhalb der eigenen Art zu einem gewaltsamen Tod führen, dessen Voraussichtlichkeit die Kämpfenden nicht zurückhält. Bei den Säugetieren ist die mimetische Rivalität bereits vorhanden, jedoch weniger stark, und sie wird beinahe immer unterbrochen, bevor sie den Tod bringt. Sie bewirkt Dominanzsysteme, die im allgemeinen beständiger als die zwischenmenschlichen Beziehungen sind, vor allem, wenn diese dem ihnen eigentümlichen Mimetismus preisgegeben werden.

Sobald sich ein Nachahmer bemüht, seinem Modell das Objekt ihres gemeinsamen Begehrns zu entreißen, widersetzt sich das Modell naturgemäß, und das Begehrn wird auf beiden Seiten intensiver. Das Modell wird zum Nachahmer seines Nachahmers und umgekehrt. Alle Rollen werden vertauscht und widerspiegeln sich in einer doppelten, immer vollkommeneren Nachahmung, die die Gegenspieler einander zunehmend angleicht. Hierin darf man keinen einfachen Spiegeleffekt im Sinne Lacans sehen, vielmehr muß man es als eine reale Handlung auffassen, die unsere Beziehungen zu den anderen verändert und uns schließlich selber gerade in der Richtung verändert, die wir zu vermeiden glauben, wenn wir Widerstand leisten: daß wir dem mimetischen Rivalen immer ähnlicher, mit ihm immer identischer werden. Dieser Angleichungsprozeß ist untrennbar mit der ständigen Zunahme der Gewalt verbunden, die uns gegenwärtig bedroht.

Die großen griechischen Philosophen, insbesondere Platon und Aristoteles, haben die maßgebliche Bedeutung der Nachahmung für die menschlichen Verhaltensweisen erkannt, jedoch die mimetische Rivalität unterschätzt. Der Fall Platons wirkt merkwürdig. Er begründet eine Ontologie der Nachahmung: Seiner Ansicht nach ist jede Realität nachahmend, und dennoch sieht er die menschliche Nachahmung als unzulänglich, ja sogar gefährlich an. Er scheint sie zu verachten, doch offensichtlich fürchtet er sich vor ihr, ohne daß er jemals klar definiert, was ihm angst macht. Diese Furcht ist selbstverständlich mit den Rivalitätsbeziehungen verbunden, die ebenfalls nie wirklich definiert werden.

Aristoteles hingegen sieht in der Nachahmung nicht einmal mehr die Ursache der Gewalt. Nach seiner Auffassung stellt die Nachahmung kein Problem dar, und er definiert den Menschen als das mimetischste Tier. Er erklärt auch, daß wir nichts so sehr wie die Nachahmung lieben. In beiden Fällen hat er recht, doch auch er entdeckt in der Nachahmung nicht die Quelle der Gewalt. Er erkennt zutreffend, daß Freundschaft oft zu Rivalität führt, diese beschränkt er indes auf einen aristokratischen Wettstreit, der allein tugendhafte Verhaltensweisen betrifft. Aristoteles wirft nie das Problem derjenigen auf, die im Unterschied zu ihm weder Aristokraten noch überragend begabt sind. Er hat keine Angst vor Konkurrenz. Zwar sieht er das wesentliche Problem, doch er findet eine hochelegante Methode, sich ihm zu entziehen.

Man muß sowohl die platonische Ontologie der Nachahmung als auch die philosophische und psychologische Vorstellung verwerfen, die von Aristoteles ausgeht und die Nachahmung auf äußerliche Verhaltensmuster, auf Handlungs- oder Redeweisen

beschränkt. In beiden Fällen wird das Wesentliche beiseite gelassen.

Die romantische und moderne Philosophie verachtet die Nachahmung, und im Lauf der Zeit nimmt diese Verachtung ständig zu. Sonderbarerweise wird sie mit der angeblichen Unfähigkeit der Nachahmer begründet, sich ihren Modellen zu widersetzen! Die Philosophen sehen im Mimetismus einen Verzicht auf wahre Individualität. Das Individuum werde von "den anderen" erdrückt und verlasse sich auf die herrschende Meinung.

Tatsächlich gibt es die passive und unterwürfige Nachahmung, aber der Haß auf den Konformismus und der überspannte Individualismus sind genauso imitativ. Sie stellen in unseren Tagen einen negativen Konformismus dar, der noch mehr als der andere zu fürchten ist. Der moderne Individualismus wird, wie mir scheint, immer weitgehender zur verzweifelten Ablehnung eines mimetischen Begehrens, und jeder von uns will es auf die große Masse der Menschen abwälzen, die wir aus Gewohnheit oft mit Geringsschätzung ansehen.

Meistens behauptet man, daß wir auf unsere "Persönlichkeit" verzichten, wenn wir "die anderen" nachahmen. Die Nachahmer kennzeichne nicht die Gewalt, sondern die Passivität, der Herdentrieb. Das nennt mich die "romantische Lüge", deren berühmtester Vertreter Martin Heidegger im 20. Jahrhundert ist. In "Sein und Zeit" bildet das "uneigentliche" Ich eine untrennbare Einheit mit dem "Man" der kollektiven Verantwortungslosigkeit. Die passive und konformistische Nachahmung verzichtet auf Selbstbestätigung und Kampf. All das widerspricht dem eigentlichen Ich des Philosophen selbst, der sich nicht scheut, es im Geist des Heraklitschen Polemos (Krieges), das heißt der Gewalt, die "aller Dinge Vater, aller Dinge König" ist, mit Gegnern aufzunehmen, die seiner würdig sind. Die Kampfeslust und der Widerspruchsgedanke sollen ein Beweis der Eigentlichkeit, des Willens zur Macht im Sinne Nietzsches sein.

Im Heideggerschen Wortsinn sind Leidenschaft und Begehrniß niemals "eigentlich". Wir entnehmen sie nie unserem eigenen Wesen, sondern entlehnen sie stets von anderen. Doch man darf in unseren Konflikten durchaus keinen Beweis der Eigenständigkeit sehen, wie Heidegger es tut, vielmehr muß man in ihnen das genaue Gegenteil erkennen: die Bestätigung des mimetischen Wesens unseres Begehrens.

Die "Individualisten", für die wir uns alle halten, haben den Eindruck, sie ahmten niemanden mehr nach, sobald sie sich entschieden gegen ihr Modell wenden. Die "Heraklitsche" Gewalt ist indes mit der Nachahmung keineswegs unvereinbar, sondern eine idealisierte Erscheinungsform der mimetischen Rivalität. Eine radikalere Kritik entdeckt hier die "romantische Lüge".

Um die gegenwärtige Geschichte zu verstehen, müssen wir zuerst ebenso in unser Inneres schauen, wie wir unsere Umgebung beobachten. Unsere Welt ist in allen Bereichen auf den Wettbewerb, auf fieberhaften Ehrgeiz ausgerichtet. Jeden von uns beeinflußt dieser Geist, der an sich nichts Schlechtes hat. Der Wettbewerbsgeist, der bei den Beziehungen innerhalb der herrschenden Klassen seit langem überwiegt, hat sich in der gesamten Gesellschaft verbreitet, und in unseren Tagen triumphiert er mehr oder weniger offen in der ganzen Welt. In den westlichen Nationen und vor allem in den Vereinigten Staaten belebt er nicht nur das Wirtschaftsleben und das Finanzsystem,

sondern auch die Forschung und das Geistesleben. Trotz der Spannung und Unruhe, die er überall herrschen läßt, schätzen sich die Menschen des Westens im großen und ganzen glücklich, daß sie sich zu ihm bekannt haben, denn er wirkt sich sehr positiv aus, was zuallererst für den beispiellosen Reichtum eines bedeutenden Teils der Bevölkerung gilt. Niemand oder fast niemand denkt mehr daran, auf ihn zu verzichten, denn er ermöglicht es, von einer Zukunft zu träumen, die noch glanzvoller und erfolgreicher als die unmittelbare Vergangenheit sein wird. Unsere Welt erscheint uns als die erstrebenswerteste aller Zeiten, vor allem, wenn wir sie mit jenen Weltregionen vergleichen, die nicht denselben Aufschwung erleben.

Dennoch gibt es in der gegenwärtigen Situation etwas Negatives und Furchterregendes, und das empfinden selbst diejenigen, die den größten Nutzen aus ihr ziehen: Es geht um die vorwiegend untergründige, jedoch unzweifelhafte Faszination, die "das westliche Modell" auf die Massen der Elenden in der Dritten Welt ausübt. Die meisten souveränen Staaten sind zu weit zurückgeblieben, als daß sie sich wirksam am internationalen Wettbewerb beteiligen könnten.

Beide Seiten führen urväterliche Traditionen an, wenn sie Erscheinungen erklären wollen, die im Gegenteil und ganz offensichtlich vom Verlust dieser Traditionen bewirkt werden, und für diesen Verlust hat sich bisher nicht der geringste Ausgleich gefunden. Der Haß auf den Westen und auf alles, was er darstellt, beruht nicht darauf, daß sein Geist jenen Völkern wirklich fremd ist und daß sie sich tatsächlich gegen den "Fortschritt" wehren, den hingegen wir verkörpern würden, sondern darauf, daß ihnen der Wettbewerbsgeist ebenso vertraut wie uns selbst ist. Sie wenden sich gar nicht wahrhaftig vom Westen ab, sie können es sich nicht versagen, ihn nachzuahmen, seine Werte zu übernehmen, ohne es sich selber einzustehen, und ebenso wie wir werden sie von der Ideologie des persönlichen oder gemeinschaftlichen Erfolgs angestachelt.

Diese auf der Rivalität beruhende Konzeption, die unser Vorbild der ganzen Welt aufzwingt, kann uns nicht zu Siegern machen, ohne daß sie anderswo zu unzähligen Besiegten, unzähligen Opfern führt. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn diese Ideologie in der Dritten Welt völlig andere Reaktionen als bei den Siegern hervorruft. Vor allem weckt sie das inbrünstige Verlangen, ein für allemal jene Kraft zu vernichten, die an der persönlichen und nationalen Niederlage schuld ist, jene gewaltige Konkurrenzmaschine, zu der sich die Vereinigten Staaten, unmittelbar gefolgt vom gesamten übrigen Westen, entwickelt haben.

Die Menschen unterliegen der ansteckenden Wirkung der Gewalt, die oft zu Rachezyklen führt, zu einer Kettenreaktion von Gewalttaten, die einander alle ganz offensichtlich gleichen, weil sie sich gegenseitig nachahmen. Darum sage ich: Das wahre Geheimnis der Konflikte und Gewalttaten besteht in der begehrenden Nachahmung, dem mimetischen Begehrten und den von ihm heraufbeschworenen erbitterten Rivalitäten.

Selbst wenn man anerkennt, daß die mimetische Rivalität zahlreiche Konflikte verursacht, kann man glauben, daß es andere konfliktträchtige Beziehungen gibt, denen das Begehrten fehlt, und daß ich seine Rolle übertreibe, indem ich aus ihm die Hauptursache der menschlichen Konflikte mache. Man meint, ich verfalle den leichtfertigen Freuden des "Reduktionismus".

Es gibt viele - kleine und große - Konflikte, die

anscheinend nichts mit dem Mimetismus und seinen Rivalitäten zu tun haben, denn in ihnen spielt das Begehrer keine Rolle. Auch die am wenigsten leidenschaftlichen zwischenmenschlichen Beziehungen können von Gewalt geprägt werden. Wie ließen sich mit der von mir dargelegten Konzeption, der mimetischen Konzeption, solche Konflikte erklären, die offenbar zwischen Personen ausbrechen und sich beunruhigend schnell verschärfen, die kein gemeinsames Begehrer trennt oder zusammenführt?

Nehmen wir, um auf diesen Einwand zu antworten, ein möglichst banales Beispiel: Sie strecken mir die Hand entgegen, und dafür halten ich Ihnen meine hin. Gemeinsam vollziehen wir den harmlosen Ritus des Händedrucks. Die Höflichkeit gebietet, daß ich Ihnen die Hand reiche, wenn Sie mir die Ihre hinhalten. Wie reagieren Sie, falls ich es aus irgendeinem Grund ablehne, an dem Ritus teilzunehmen, und mich weigere, Sie nachzuahmen? Sofort ziehen Sie die Hand zurück. Mir bezeigten Sie eine Distanz, die der von mir bekundeten wenigstens gleichkommt und sie wahrscheinlich noch etwas übertrifft.

Nichts ist normaler und natürlicher als diese Reaktion, meinen wir, und trotzdem entdeckt man ihr paradoxes Wesen, sobald man nur ein wenig nachdenkt. Wenn ich den Händedruck verweigere, wenn ich es im Grunde genommen ablehne, Sie nachzuahmen, so ahmen Sie mich nach, indem Sie meine Weigerung nachvollziehen und nachgestalten.

Die Nachahmung, die eine Übereinstimmung konkretisiert, erscheint sonderbarerweise wieder, um die Nichtübereinstimmung zu bestätigen und zu verstärken. Anders ausgedrückt: Die Nachahmung setzt sich aufs neue durch, und daran erkennt man klar, wie die doppelte Nachahmung alle zwischenmenschlichen Beziehungen streng und unerbittlich strukturiert.

In dem von mir dargestellten Fall wird der Nachahmer zum Modell und das Modell zum Nachahmer, und die Nachahmung entsteht von neuem aus den Bemühungen, sie abzulehnen. Kurz gesagt: Wenn der eine Partner den Staffelstab des Mimetismus fallen läßt, hebt ihn der andere auf, und zwar nicht, um die sich schon lösende Bindung zu erneuern, sondern um den Bruch zu vollenden, indem er ihn mimetisch verdoppelt.

Wenn sich eine Person B von A abwendet, der ihr die Hand hinstreckt, ist A sofort beleidigt, und nun weigert auch er sich, Bs Hand zu drücken. In bezug auf die erste Weigerung kommt diese zweite zu spät, und sie kann unbemerkt bleiben. A wird sich also bemühen, sie offensichtlicher zu machen, indem er ihr ein wenig Nachdruck verleiht, indem er ein ganz kleines bißchen zu weit geht. Vielleicht wird er B nachdrücklich den Rücken zuwenden. Er denkt nicht im entferntesten daran, eine Gewalteskalation auszulösen. Er möchte lediglich "ein Zeichen setzen", B zu verstehen geben, daß ihm die beleidigende Art seines Verhaltens nicht entgangen ist.

Was A als eine unhöfliche Weigerung interpretiert, läßt sich womöglich nur auf eine gewisse Zerstreutheit Bs zurückführen, dessen Aufmerksamkeit abgelenkt war. Für As Eitelkeit ist es weniger schmerzlich, sich eine absichtliche Beleidigung vorzustellen, als auch nur einen Augenblick keine Beachtung zu finden. Das ursprüngliche Mißverständnis ist unbedeutend, doch wenn B sich bemüht, sich mit A auszusprechen, verschwindet die ihre Beziehungen überschattende Wolke durchaus nicht, sondern wird undurchdringlich.

Die kühle Haltung, die A gegenüber B plötzlich zeigt,

erscheint diesem ungerecht, und wenn B seine Botschaft übermittelt, wird er, um Gleiches mit Gleichen zu vergelten, auf As kühle Haltung mit einer noch kühleren reagieren. A wünscht genausowenig wie B ein Zerwürfnis, und trotzdem ist es da. Wer ist verantwortlich?

In bezug auf ihren Inhalt sind die Botschaften, die wir einander übermitteln, meistens uninteressante Banalitäten, doch in bezug auf die Wärme oder Kühle unserer Beziehungen erweisen sie sich als hochempfindliche Thermometer, die viel bedeutsamer sind als die Worte, die wir miteinander wechseln. Die sprachlichen Äußerungen, der "Diskurs", wie man heute sagt, sind weitaus weniger wesentlich, als es die heutige Mode beansprucht.

Die meisten Botschaften sind bloße Höflichkeiten und so beschaffen, daß man sie einfach unverändert erwideren kann. Das nennt man *gute Gegenseitigkeit*. Wir meinen, daß wir diese Botschaften erwideren, ohne sie zu verändern, oder indem wir sie sehr geringfügig verändern, um sie lediglich verständlicher zu machen, unserem Partner als Spiegel zu dienen und ihm zurückzuübermitteln, was wir als sein kühles Verhalten ansehen. Niemals sind wir es, wie wir glauben, die gefährliche Initiativen ergreifen, sondern immer die anderen.

Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind eine ständige doppelte Nachahmung. Sie wird von dem Begriff *Gegenseitigkeit* vollkommen definiert, der sich gleichwohl nicht so leicht entschlüsseln läßt. Die Beziehung kann wohlwollend und friedlich, doch auch feindselig und aggressiv sein, wobei sie merkwürdigerweise nie ihre Gegenseitigkeit verliert. Das ist sehr bedeutsam für die Nachahmung, deren Rolle überall und immer heruntergespielt wird.

Bei den Tieren gibt es meiner Ansicht nach sehr wenig Nachahmung in den Beziehungen. Die Gegenseitigkeit zeigt sich vor allem bei der gewalttätigen Rivalität, und vielleicht nicht einmal dabei, denn man hat den Eindruck, daß sich die Gegner beim Kampf nie ansehen. Der andere ist niemals in demselben Sinn wie in den zwischenmenschlichen Beziehungen vorhanden.

Der menschliche Konflikt definiert sich nicht durch den Verlust der Gegenseitigkeit, sondern durch die zuerst unmerkliche und dann immer schnellere Verschiebung von der *guten* zur *schlechten* Gegenseitigkeit. Man nimmt diese Verschiebung kaum wahr, doch die geringste Unachtsamkeit, die kleinste Vergeßlichkeit können unsere Beziehungen dauerhaft beeinträchtigen. Die umgekehrte Bewegung von der schlechten zur guten Gegenseitigkeit verlangt hingegen große Aufmerksamkeit und Selbstverleugnung. Sie ist nicht immer möglich.

Beobachtern entgeht meistens die allgemeine doppelte Nachahmung. Die einzigen unter uns, die sich dessen im Alltagsleben bewußt werden, sind bestimmte "psychisch" gestörte Persönlichkeiten, die unter einer "beginnenden Psychose" leiden, wie Doktor Henri Grivois es nennt. Diese Leute, oft sind es Jugendliche, haben das Gefühl, ständig nachgeahmt zu werden, und manchmal empfinden sie sich auch als Nachahmer. Daß die meisten von uns nichts dergleichen bemerken und daß wir es auch nicht bemerken dürfen, um normal zu bleiben, ist ebenfalls sehr bedeutsam und sollte unsere Auffassungen vom Banalen und Originellen, vom Normalen und Anormalen ein wenig modifizieren. Das mechanische, unauffällige Wesen des Mimetismus in den normalsten Beziehungen bewirkt, daß diese Kranken, vor allem Leute, die verunsichert sind, weil man sie plötzlich aus ihrer gewohnten Umwelt gerissen hat, sich als Gegenstand allgemeiner

mimetischer Aufmerksamkeit ansehen; sie halten sich also für den Mittelpunkt der Welt. Henri Grivois nennt das Zentralität. Wenn man psychisch normal bleiben will, ist es besser, sich wie alle zu verhalten und für die allgemeine Nachahmung blind zu sein.

Die doppelte Nachahmung ist folglich allgegenwärtig. Selbst in ihrer mechanischsten Form kann sie den gleichen Konflikttypus wie die auf dem mimetischen Begehrten beruhende Rivalität hervorbringen. Durch eine unaufhörliche Folge von kleinen symmetrischen Abgrenzungen, von unmerklichen Komplikationen, die nur überwunden werden, um aufs neue zu entstehen, wird die Eintracht zu Zwietracht. Hauptursache ist die Tendenz, die vermeintliche Feindseligkeit des anderen zu übercompensieren und sie dabei weiter zu verstärken. Personen, die soeben noch Höflichkeiten austauschten, sind nun dabei, perfide Andeutungen auszutauschen. Bald werden sie Beleidigungen austauschen, dann Drohungen und sogar Faustschläge oder Revolverschüsse, und das alles, wie ich wiederholen möchte, ohne daß die Gegenseitigkeit beeinträchtigt wird.

Wenn die Gegner schließlich einander umbringen, so geschieht das in der Absicht, sich von der schlechten Gegenseitigkeit zu befreien, diesem unausrottbaren Unkraut, das nun in Form einer zyklischen, endlosen Rache erscheint. Die Rache kann sich über Generationen hinweg erhalten und über die ganze Welt ausbreiten. Sie überschreitet Raum und Zeit. Man braucht sich nicht zu wundern, wenn die archaischen Völker sie für heilig halten.

Die Kulturen, sogar und gerade, wenn sie sich die Gewalt nicht außerhalb des religiösen Bereichs vorstellen, empfinden vor ihr eine Furcht, deren genaue Untersuchung bedeutsam ist. Das wahre Symptom ihres Auftretens besteht im Ähnlichen, Identischen, Undifferenzierten. Die früheren Gesellschaften, die sich von Zwillingen in Schrecken versetzen ließen und die sich ihrer entledigten, sobald sie geboren wurden, glaubten, in deren außerordentlicher Ähnlichkeit die Gefahr eines akuten Konflikts wahrzunehmen.

Die menschliche Kultur besteht zu einem wesentlichen Teil aus dem Bemühen, den Ausbruch von Gewalt zu verhindern, indem sie alle Aspekte des öffentlichen und privaten Lebens trennt und "differenziert"; wenn man diese nämlich ihren natürlichen Wechselbeziehungen überläßt, drohen sie einer heillosen Gewalt anheimzufallen.

Die Ehevorschriften lassen sich im Grunde allesamt auf eine einzige Regel zurückführen: den Verzicht der Kernfamilien auf ihr Eigentum, vornehmlich auf ihre Töchter und Schwestern, die eine zerstörerische Rivalität unter denen, die sie seit ihrer Geburt besitzen, auslösen können.

Man übergibt diese Töchter und Schwestern, die man nicht heiraten darf, seinen Nachbarn, damit diese sie an unserer Stelle heiraten. Im Tausch erhält man dafür deren Töchter und Schwestern, die sie selber nicht heiraten dürfen und die wir an deren Stelle heiraten werden. Das Tabu betrifft stets die nächsten, am besten zugänglichen Güter, also diejenigen, die am leichtesten zu Konflikten führen können und für ihre natürlichen Besitzer am gefährlichsten sind.

Die Kulturen sind gezwungen, wegen ihrer Furcht vor Gewalt unter nahen Verwandten alles auszutauschen. Das Grundproblem wird aufgeteilt, zerlegt, zersplittert und in den Mäandern von Vorschriften, die man anscheinend mit Absicht erschwert, damit

man die trotz allem immer unterschwellig vorhandene Gegenseitigkeit nicht allzu leicht wiederentdecken kann, gewissermaßen aus den Augen verloren, fehlgeleitet und vergessen.

In mehreren Sprachen hat das Wort, das "Gabe" oder "Geschenk" bedeutet, auch den Sinn von "Gift". In einer noch überaus archaischen Welt sind, wie ich glaube, alle Geschenke vergiftet: Ihre ursprünglichen Besitzer verschenken immer nur Dinge, die ihr eigenes Dasein vergiften und die sie folglich loswerden möchten, um dafür ebenso nützliche Dinge zu erhalten, die jedoch allein wegen der Tatsache, daß sie von anderen kommen, weniger giftig wirken.

Wenn man den Nachbarn ein vergiftetes Geschenk überläßt, will man ihnen im Grunde das Leben tatsächlich nicht unerträglich machen, vielmehr soll das eigene erträglich werden, indem man sich von allem befreit, was in der eigenen Sphäre endlose Zwietracht nährt.

Schließlich regelt sich alles durch den Austausch von Geschenken, die an ihrem Herkunftsland ausnahmslos vergiftet sind und die am Ziel verwendbar werden, sobald man sie einer fremden Gemeinschaft übermittelt hat. Es ist leichter, mit den Frauen der anderen als mit den eigenen zu leben. Hierin besteht, so meine ich, der Ursprung des Austauschs. Mauss und viele andere fragen sich ständig, ohne die Antwort zu finden, warum die friedlichsten Tauschbeziehungen immer gewaltsame Aspekte, zuweilen höchst realistische Vorspiegelungen akuter Konflikte enthalten. Um die Antwort zu finden, muß man daran erinnern, daß der Tausch, der bei den Menschen so allumfassend wie möglich ist, dem tierischen Instinkt widerspricht, der stets danach strebt, seine Bedürfnisse auf dem kürzesten Wege, im Bereich des unmittelbar Zugänglichen zu befriedigen. Damit sich das System des allgemeinen Austauschs durchsetzen konnte, mußte es zuerst schreckliche Kämpfe heraufbeschwören, und wegen des außerordentlichen Konservativismus der Riten erhalten sich Spuren dieser Gewalt in den Tauschbeziehungen der zwangsläufig weitaus späteren archaischen Systeme, die bis in unsere Zeit überlebt haben.

Die künstlichen Unterschiede schützten tatsächlich die archaischen Gemeinschaften, wie ich annehme, vor schlechter Gegenseitigkeit, der stets eine beunruhigende Beschleunigung der guten Gegenseitigkeit vorausging und die von dieser angekündigt wurde. Noch in jüngster Zeit erhielten sich in der bäuerlichen Welt bestimmte Bräuche, gewiß uralte Sitten, die das Ziel verfolgten, den zeitlichen Ablauf selbst der banalsten Tauschbeziehungen zu verlangsamen. Am Anfang des 20. Jahrhunderts bemühte man sich in den Bergen der Auvergne, selbst alltägliche Transaktionen nicht zu übereilen. Wenn jemand, der auf dem Viehmarkt des Dorfes ein Kalb gekauft hatte, seine Geldbörse zu schnell herausholte, so lud ihn der Verkäufer ein, zuerst ein Gläschen im nächsten Café zu trinken, um die Abrechnung (ein wenig, aber selbstverständlich nicht zu lange) hinauszuzögern. Die Doppeldeutigkeit des Ausdrucks "Abrechnung" veranschaulicht die Angst, die eine allzu plötzliche, ja schon brutale Gegenseitigkeit einflößt.

Ich verstehe das Wort "Unterschied" (*différence*) in dem von Jacques Derrida definierten doppelten Sinn: einerseits als Nichtidentität im Raum, als Unterscheidung (*différenciation*) des gleichen, und zum anderen als die Nichtübereinstimmung in der

Zeit, als Verzögerung (*diffèlement*) des Gleichzeitigen.

Unterschied und Verzögerung sind alle verfügbaren Mittel, die es erlauben, die unzerstörbare Gegenseitigkeit zwar nicht zu beseitigen, wenigstens aber zu verschleiern und hinauszuschieben, indem man einen möglichst großen Abstand - einen zeitlichen und räumlichen Abstand - zwischen den sie bildenden Momenten läßt, wobei man hofft, daß die Gegenseitigkeit der Tauschbeziehungen unbemerkt bleibt. Anders gesagt, man bemüht sich, das Gleiche, Identische zu vergessen, es buchstäblich aus den Augen zu verlieren, es in den Mäandern von so komplizierten Unterschieden und von so lange ausgedehnten Verzögerungen verschwinden zu lassen, daß man sich nicht mehr zurechtfinden kann.

Claude Lévi-Strauss hat sich als erster bemüht, alle kulturellen Regeln als Unterschiede aufzufassen. Das ist ein wertvoller, jedoch unzureichender Beitrag zum Verständnis des Kulturellen. Man muß die Unterschiede in ihren realen Zusammenhang stellen, den der mimetischen Beziehungen und ihrer unüberwindlichen Fähigkeit, die Unterscheidungen aufzuheben, auf das Identische zurückzuführen.

Lévi-Strauss' Prinzip ist nur auf Grund des im übrigen nie wirklich siegreichen Widerstandes sinnvoll, den die Kulturen der stets um sich greifenden, stets bedrohlichen Identität entgegensemzen.

Die Idee des Unterschieds reicht für sich allein nicht aus. Alle übermäßigen Anstrengungen, die man unternimmt, um diese Wahrheit vor sich selbst zu verbergen, können nicht immer verschleiern, daß es unmöglich ist, eine kohärente Anthropologie ausschließlich auf der Grundlage des Unterschieds aufzubauen. Das gegenwärtige Verabsolutieren des Unterschieds ist eine Absurdität, jedoch nicht irgendeine. Diese Absurdität wurde seit langem von der zu engen, verstümmelten Vorstellung vorbereitet, die sich die moderne Anthropologie stets von ihrem Gegenstand gemacht hat. Diese Disziplin hat sich immer willkürlich auf die ausschließliche Untersuchung der kulturellen Regeln beschränkt, ohne sich mit dem Bereich zu beschäftigen, in dem sich die Unterschiede entfalten, nämlich dem der zwischenmenschlichen Beziehungen und ihrer mimetischen Gewalt, die sich am Ende stets über alles andere hinwegsetzt.

Fast alle Ethnologen sind Relativisten. Sie halten es für sicher, daß in den menschlichen Kulturen nichts über die unendliche Vielfalt der Regeln, der stets unterschiedlichen Differenzen hinausgeht. Es gibt nur die Unterschiede, behaupten sie triumphierend. Sie erinnern sich nicht, daß sie von Anfang an beschlossen haben, sich nicht um die zwischenmenschlichen Beziehungen zu kümmern und sie denen zu überlassen, die sich mit ihnen beschäftigen möchten, als ginge sie dieses Problem nichts an. Danach vergessen sie ihre eigene ursprüngliche Entscheidung und halten ihre verstümmelte Sicht des anthropologischen Bereichs für die neueste Entdeckung.

Nicht der Unterschied beherrscht alles, sondern seine Auslöschung durch die mimetische Gegenseitigkeit, die nun wirklich allgemeingültig ist und dem illusorischen Relativismus des immerwährenden Unterschieds widerspricht. Die Gegenseitigkeit ist bereits am Anfang jeder Kultur vorhanden, und danach ist sie es auch immer, sie erscheint in ihrer schlechten, gewaltsamen Form wieder, um das Ende ebendieser Kulturen herbeizuführen. Anders gesagt: Gewalt und gegenseitige Rache lassen die unbeständigen Kulturen stets in jenes Chaos

zurückfallen, aus dem sie hervorgegangen sind. Die mimetische Konzeption offenbart den wahren Daseinsgrund der zyklischen Auffassungen bei den Hindus oder den vorsokratischen Philosophen, für die der berühmte Ausspruch Anaximanders die beste Definition bleibt:

"[Anfang der Dinge ist das Unendliche.] Woraus aber ihnen die Geburt ist, dahin geht auch ihr Sterben nach der Notwendigkeit. Denn sie zahlen einander Strafe und Buße für ihre Ruchlosigkeit nach der Zeit Ordnung."

Der siegreiche Modernismus steht in deutlichem Widerspruch zu allen Kulturen der Geschichte, weil er sich als erster nachdrücklich zu Gegenseitigkeit und Identität gegen die Unterschiede bekennt.

Angesichts der als ungerecht empfundenen Hierarchien der archaischen und traditionellen Religionen tritt der triumphierende Modernismus als kühner Vorkämpfer der Gleichheit und der guten Gegenseitigkeit auf. Die soeben erwähnte Philosophie des Unterschieds ist insgesamt nur eine moderne und partielle Reaktion auf die grundlegende Dynamik der westlichen Kultur, die lange vor der Französischen und der Amerikanischen Revolution begonnen hat.

Es ist unvernünftig, ständig unseren Hang zur Gewalt zu beklagen, ohne die andere, positive Seite unserer Lage zu beachten. Die Unsicherheit und Wandelbarkeit unserer Beziehungen sind die unentbehrliche Grundlage nicht nur für den schlimmsten, sondern auch für den besten Teil unserer menschlichen Natur. Wenn unsere Beziehungen nicht entarten könnten, ließen sie sich auch nicht verbessern. Damit wahre Liebe möglich ist, muß auch Haß möglich sein.

Der siegreiche Modernismus setzt auf die gute Gegenseitigkeit. Und er beweist, daß er in unserer Zeit tatsächlich fähig ist, in hohem Maße alles zu vereinnahmen, was die archaischen und traditionellen Kulturen mit Recht zurückwiesen, denn ohne dem Untergang anheimzufallen, hätten sie nicht all das zulassen können, was wir heute noch ertragen; allerdings kann niemand sagen, was morgen geschieht. Unsere Entwicklung vollzieht sich nicht ohne große Schwierigkeiten, ohne außerordentliche Spannungen und Erschütterungen. Die Gewalttaten der jüngsten Zeit sind gewiß die schrecklichsten der gesamten Menschheitsgeschichte. Im übrigen darf man sie nicht alle dem triumphierenden Modernismus anlasten.

Aus diesem Thema ergeben sich weitreichende Konsequenzen, die ich lediglich angedeutet habe. Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß unsere Welt zusammen mit den archaischen und traditionellen Unterschieden bereits alle blutigen Opfer beseitigt hat, die derartige Unterschiede absichern sollen. Doch bewahrt und sogar vermehrt hat sie die Riten der guten Gegenseitigkeit, die es schon in der archaischen Welt gab und die dem Hang der friedlichen Beziehungen, in Gewalt abzugleiten, entgegenwirken sollen. Intensiver denn je pflegen wir die Praxis der Begrüßungen, Freundschaftsbekundungen, Besuche und Feste, der mehr oder weniger häufigen und wertvollen Geschenke usw.

In unseren Tagen, in einer von ständigen Veränderungen traumatisierten Welt, läßt sich sogar eine spontane Tendenz feststellen, die alten Höflichkeitsformeln in die Länge zu ziehen - ich glaube, das geschieht in dem unbewußten Bestreben, ihre Wirksamkeit zu verstärken. Im Englischen etwa ersetzt "Have a good day" immer mehr das traditionelle, aber vage "good bye". Im Französischen verlängern die Pariser Taxifahrer das ein wenig

legere "bonjour" oder "bonsoir" liebenswürdig zu "bonne soirée", das es bereits früher gab, und zu "bonne journée", das neueren Datums ist. Diese Veränderungen vollziehen sich in vielen Sprachen, jedoch unabhängig voneinander, wie ich annehme. Das sind keine Anglizismen.

Ein anderes für unsere Zeit bezeichnendes Symptom besteht darin, daß unsere Gesellschaft augenscheinlich bestimmte Riten gewissenhaft und sogar besorgt einhält, deren Ursprung weit zurückliegt, deren Bedeutung in ihren heutigen Erscheinungsformen jedoch immer mehr zunimmt. Zu den typischsten gehört offenbar der Ritus des *Geschenks*. Wie alle Riten soll er selbstverständlich die sozialen Bindungen stärken und außerdem zum guten Gang der Geschäfte beitragen. Man sagt oft, dieser Ritus sei vom Big Business manipuliert, um den Konsum zu steigern. Das stimmt natürlich, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Der Beweis, daß das Geschenk ein wahrer Ritus ist, besteht in den strengen Regeln, nach denen es sich richtet. Ihre Anwendung verlangt außerordentliches Taktgefühl, und das aus dem guten Grund, daß sie sich eigentlich widersprechen. Sie versuchen, die Verpflichtung zur Gegenseitigkeit und Gleichheit mit der nicht weniger grundlegenden Verpflichtung zum Unterschied zu vereinbaren.

Die von Mauss definierten, für die Gabe geltenden wichtigsten Verpflichtungen sind beim heutigen Geschenk weiterhin gegenwärtig: Geben-Nehmen-Erwidern. Wenn ein Geschenk teurer ist als das andere, wird es der benachteiligte Partner nicht wagen, seine Enttäuschung zu äußern, doch deshalb fühlt er sich nur noch mehr gekränkt. Der begünstigte Partner ist ebenfalls nicht zufrieden: Er fragt sich, ob der höhere Wert des erhaltenen Geschenks nicht eine indirekte Kritik des Geberts darstellt. Er meint, daß man ihn als Knauser verdächtigt.

Wenn der Unterschied der Geschenke eine starke Ungleichheit der finanziellen Mittel beider Partner widerspiegelt, wird das Resultat noch schlimmer sein. Der begünstigte Partner fühlt sich durchaus nicht glücklich, sondern wird von Ressentiments geplagt. Er hat dann den Eindruck, daß man ihn demütigen will.

Die Klugheit verlangt eine ebenso strenge Gleichwertigkeit der Geschenke, als wenn es sich um einen Tausch handelte. Man muß einander sehr genau nachahmen, dabei jedoch den Eindruck großer Spontaneität erwecken. Jeder muß seinen Partner überzeugen, daß er bei der Auswahl des Geschenks, das er ihm gibt, einem unwiderstehlichen Drang, einer überwältigenden Inspiration gehorcht, der die kleinlichen Berechnungen des großen Haufens fremd sind.

Sie verehren mir einen prächtigen Füllfederhalter. Wie reagieren Sie, wenn ich Ihnen unmittelbar danach, vorschriftsmäßig mit Schleifen geschmückt, genau den gleichen Füllfederhalter feierlich überreiche, dieselbe Marke, dasselbe Modell, dieselbe Farbe ... Sie werden tödlich beleidigt sein.

Nehmen wir nun an, daß ich Ihnen den gleichen Füllfederhalter schenke, dies allerdings nicht sofort, und ich suche einen in einer anderen Farbe aus. Mein Geschenk bleibt unzumutbar. Nehmen wir weiter an, daß ich, von diesem immer noch ungenügenden Unterschied abgesehen, auch eine andere Marke, eine ungewöhnliche Feder, ein ganz besonderes Tintensystem usw. wähle. Das Problem müßte sich schließlich regeln lassen, wie es scheint, doch gerade wenn der Unterschied angemessen groß wird, taucht eine neue Gefahr auf. Der außerordentlich imposante Füllfederhalter, den ich Ihnen schenke, läßt Sie eine subtile

Kritik an dem einfacheren Füllfederhalter argwöhnen, den Sie mir gegeben haben.

In unserer Welt, wie übrigens auch in allen Welten der Vergangenheit, entgeht man der Charybdis des ungenügenden Unterschieds nur, um in die Sylla des übermäßigen Unterschieds zu geraten. Man darf sich nicht wundern, wenn die akuten Depressionen alljährlich zunehmen, sobald wieder die Zeit der Geschenke anbricht.

Das Drama besteht darin, daß die vom Geschenk bewirkte Angst durchaus nicht imaginär, sondern gerechtfertigt ist. Früher wußten alle Opferpriester: Je wirkungsvoller ein Ritus ist, wenn er Erfolg hat, desto mehr muß man ihn fürchten, wenn er scheitert. Falls man nicht alle Regeln - selbst die byzantinischsten - einhält, wird diese Quelle des Friedens und der Harmonie, die das Geschenk sein soll, auf teuflische Weise zu einem Grund für endlose Irritationen.

Die Angst vor dem Geschenk ermöglicht es, die Weisheit jener Bewohner der Pazifikinseln zu würdigen, die ihre gutnachbarlichen Beziehungen stärkten, indem sie ständig keine kurzlebigen und verbrauchbaren Geschenke, sondern sakrale Objekte - immer dieselben - austauschten. Man brachte sie feierlich auf dem Seeweg zu seinen Nachbarn, die sie eine Zeitlang aufbewahrten, bevor sie sie ebenso feierlich einer anderen Nachbarinsel übergaben, und so ging es immer weiter. Durch den fortwährenden Kreislauf dieser Objekte gaben und erhielten alle stets gleichwertige Geschenke, da sie ja stets dieselben und trotzdem, wegen ihres sakralen Charakters, stets unvorhergesehen und geheimnisvoll waren. Dieser Typ des Austauschs verlangte nicht den ungeheuren Aufwand an Geld, Energie, Zeit und Einfällen, den unser System erfordert. Ebensowenig konnte er boshaft Vergleiche heraufbeschwören. Er hatte alle Vorteile des modernen Geschenks, während ihm dessen nachteilige Folgen fehlten. All das hat Malinowski in seinem bedeutendsten Werk "Argonauten des westlichen Pazifik" beschrieben.

In kleinen aufeinanderfolgenden Schritten können sich unsere Beziehungen also verschlechtern, ohne daß sich irgendeiner jemals für ihre Verschlechterung verantwortlich fühlt. Die Gewalt der Gewaltlosen, für die wir uns alle halten, ist nie das Werk besonders "aggressiver" Individuen, von denen uns geeignete prophylaktische Maßnahmen (rituelle Ausweisungen usw.) befreien könnten; sie ist auch nicht die Folge eines Aggressionstriebes, ein unauslöslicher Zug unserer menschlichen Natur, mit dem man sich abfinden müßte, vielmehr ist sie das Resultat eines negativen Zusammenwirkens, das unsere narzißtische Verblendung stets erfolgreich ignoriert.

Um sich der Verantwortung für die Gewalt zu entziehen, genügt es unserer Ansicht nach, auf die Initiative für sie zu verzichten. Doch nie merkt einer, daß er die Initiative ergreift. Selbst die gewalttätigsten Menschen glauben stets, auf eine Gewalt zu reagieren, die von anderen ausgeht.

Alle Moralisten empfehlen uns selbstverständlich, die Gewalt zu meiden, dies aber nur im Rahmen des Möglichen. Folglich erlauben sie uns wenigstens stillschweigend, auf offenkundige Provokationen mit der von mir beschriebenen maßvollen Gegengewalt zu antworten, die uns stets gerechtfertigt und legitim erscheint. Sie stellen die Legitimität ihres "Selbstverteidigungsrechts" nicht ernsthaft in Frage. (Ich halte

nicht jede Verteidigung gegen Gewalt für unrechtmäßig. Ich vertrete nicht den Standpunkt eines bedingungslosen Pazifismus.)

Diese Blindheit gegenüber dem Mimetismus bietet günstige Voraussetzungen für Gewalteskalationen. Wie dürfte man sich dann wundern, daß die üblichen Moralvorstellungen nie etwas an der gewöhnlichen Erscheinungsform der Gewalt geändert haben! Sie teilen die landläufigen Illusionen über dieses Thema. Deshalb sind sie zweifellos nach unserem Geschmack. Sie bestätigen unsere Unschuld und rechtfertigen unsere würdevollen Klagen über die allgemeine Gewalt, ohne uns auch nur den geringsten Zweifel an uns selbst einzuflößen, ohne uns je auf den Gedanken zu bringen, daß wir auf unserer bescheidenen Ebene durchaus zur Allgemeingültigkeit der von uns beklagten Phänomene beitragen könnten.

Wenn die Dynamik der belanglosesten Konflikte so verfänglich wirkt, wie dies meine Analyse nahelegt, ist die Gewalt sowohl in uns als auch um uns. Die einzigen Texte, die den Mimetismus unserer Beziehungen berücksichtigen, sind die Evangelien, deren wesentliche Empfehlungen in der berühmten Bergpredigt zusammengefaßt werden.

"Ihr habt gehört, daß gesagt ist: 'Aug um Aug' und 'Zahn um Zahn'. Ich aber sage euch: Widersteht dem Bösen nicht, sondern wer dich auf die rechte Wange schlägt, dem halte auch die andere hin, und dem, der dich vor Gericht bringen und deinen Rock nehmen will, dem laß auch den Mantel." (Mt, 5, 38-40)

Die meisten Menschen unserer Zeit sehen in diesen Empfehlungen eine "pazifistische Utopie", die offenkundig naiv und sogar zu verurteilen sei, weil sie sich als unnötig unterwürfig, ins Leiden verliebt und "wahrscheinlich masochistisch" erweise. Diese Deutung wird von den Ideologien geprägt, die überall politische Programme entdecken und die "Irrationalität" unserer Beziehungen allein auf den "Aberglauben" zurückführen.

Verlangt Jesus wirklich von uns, daß wir vor dem erstbesten am Boden kriechen, daß wir um Ohrfeigen betteln, die uns niemand geben will, und daß wir uns freiwillig melden, um die Launen der Mächtigen zu befriedigen? Eine solche Auslegung gibt den Text des heiligen Matthäus nur scheinbar getreu wieder.

Worum geht es bei diesem Zitat tatsächlich? Zunächst um einen Wütenden, der uns ohrfeigt, ohne daß wir ihn provoziert haben, danach um eine Person, die sich bemüht, uns mit legalen Mitteln unseren Rock zu stehlen, in der Welt Jesu das wichtigste und oft einzige Kleidungsstück.

Ein derart mustergültig verwerfliches Verhalten läßt an die tiefere Absicht einer Provokation denken. Es ist der größte Wunsch dieser Bösen, uns aufs äußerste zu reizen, um uns in den Prozeß eines gewalttätigen gegenseitigen Überbietens mit hineinzuziehen. Im Grunde tun sie ihr Bestes, um Repressalien zu provozieren, die ihre späteren Wutausbrüche rechtfertigen sollen. Sie sind bestrebt, sich mit "Notwehr" zu entschuldigen. Wenn wir sie so behandeln wie sie uns, tarnen sie ihre Ungerechtigkeit bald als Repressalien, die unsere Gewalt vollkommen gerechtfertigt habe. Man muß ihnen das negative Zusammenwirken, das sie von uns verlangen, verweigern.

Man darf den Gewalttägigen nie gehorchen, und das nicht nur, weil sie uns zum Bösen verleiten, sondern auch, weil allein unser Ungehorsam jenes kollektive Unternehmen abbrechen kann, das immer die schlimmste Gewalt ist, diejenige, die sich wie eine ansteckende Krankheit ausbreitet. Allein das von Jesus

empfohlene Verhalten kann die beginnende Eskalation im Keim ersticken. Noch ein Augenblick, und es ist zu spät.

So wertvoll der Gegenstand eines Rechtsstreits sein mag, er ist doch meistens begrenzt, endlich, unbedeutend im Verhältnis zu der unendlichen Gefahr, die mit dem geringsten Zugeständnis an den Geist der Repressalien, das heißt wieder einmal an den Mimetismus einhergeht. Es ist besser, auf diesen Gegenstand zu verzichten.

Um den Text des heiligen Matthäus richtig zu verstehen, kann man ihn mit einem Satz des heiligen Paulus vergleichen, in dem dieser erklärt, wenn man auf Repressalien verzichte, so sammle man "feurige Kohlen" (Röm, 12,20) auf das Haupt seines Feindes, mit anderen Worten, man bringt ihn in eine unmögliche moralische Lage. Es scheint, als sei diese Sprache eines Taktikers weit von Jesus entfernt. Sie verweist auf die praktische Wirkung der Gewaltlosigkeit und deutet offenbar auch einen gewissen Zynismus an. Dieser Eindruck entspricht eher einer Illusion als der Wirklichkeit. Wenn man hier von "Zynismus" spricht, verringert man die konkreten Ansprüche der Gewaltlosigkeit, die sich in dem Augenblick stellen, in dem die Gewalt gegen uns ausbricht ...

Meine persönlichen Anmerkungen erhalten ihren ganzen Sinn erst in der Welt, in der wir leben, die ständig von ihrer eigenen Gewalt bedroht wird. Selbst wenn es früher möglich war, die Bergpredigt für "unrealistisch" zu halten, so ist das fortan unmöglich, und angesichts unserer stetig wachsenden Zerstörungsmacht ist Naivität inzwischen für das andere Lager bezeichnend. Alle Menschen haben nunmehr dasselbe lebenswichtige Interesse, den Frieden zu erhalten. In einer wirklich globalisierten Welt wird der Verzicht auf Gewalteskalationen zwangsläufig und immer offenkundiger zur *Conditio sine qua non* des Überlebens.

Aus dem Französischen von Ulrich Kunzmann